Comparative Population Studies
Jg. 39, 3 (2014): 465-478 (Erstveröffentlichung: 29.09.2014)

Editorial zum Themenheft „Familienwerte und Familiennormen. Welchen Einfluss hat Kultur auf familiales und generatives Verhalten?“

Detlev Lück

In einer Bestandsaufnahme zum Thema „Wo steht die Familienforschung?“ formuliert *Hartmann Tyrell* (2006) zwei Eindrücke. Erstens: „Innerhalb der deutschen Familiensoziologie [ist Rational-Choice] in den letzten Jahrzehnten zur vorherrschenden Theorieorientierung geworden“ (*Tyrell* 2006: 142). Zweitens: „Die Hegemonie von Rational-Choice [tut] der Familiensoziologie nicht gut“ (*Tyrell* 2006: 142). Das vorliegende Themenheft möchte einen Beitrag zur Behebung dieses Missstandes leisten – oder zur Klärung der Frage, ob es sich tatsächlich um einen Misstand handelt. Einleitend dazu sollen hier einige Reflexionen zum derzeitigen Stand der Theorielandschaft in der Familienforschung, zum Beitrag der unterschiedlichen Theorieansätze sowie zur Konzeptualisierung kulturell-normativer Ansätze angestellt werden, ehe die nachfolgenden empirischen Beiträge kurz vorgestellt werden.

Offenkundig ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten, wie in vielen sozialwissenschaftlichen (Teil-)Disziplinen, auch bei der Erklärung von familialem und vor allem von generativem Verhalten vielfach auf quantitative Mikrodaten und auf nutzenorientierte Handlungstheorien zurückgegriffen worden. Genau genommen handelt es sich dabei weniger um eine Hegemonie von Rational-Choice-Ansätzen im Allgemeinen (als Überblick vgl. *Hill/Kopp* 2006: 102-146), die (wie im Folgenden gezeigt wird) zum Teil durchaus vielschichtige Akteursmodelle zugrunde legen, sondern ganz konkret von ökonomischen Erklärungsansätzen wie etwa dem Humankapitalansatz und der neuen Haushaltsökonomie (*Becker* 1993). Dafür gibt es mehrere Gründe. Einer liegt in der schnell wachsenden Verfügbarkeit von Surveydaten sowie von leistungsstarken Computern und Statistik-Software für deren Analyse. Mit ihr hat sich folgerichtig auch die empirische Sozialforschung stärker auf quantitative Mikroanalysen verlagert. Diese arbeiten theoriegeleitet, wofür sich ökonomische Theorieansätze in besonderer Weise anbieten. Einerseits lassen sich aus ökonomischen Theorien vergleichsweise eindeutige Vorhersagen ableiten, was die Hypothesenbildung erleichtert, andererseits argumentieren diese in der Regel mit „hard facts“, die sich mit standardisierten Messinstrumenten leicht erfassen lassen.

Doch auch theoretische und inhaltliche Gründe haben das Interesse an ökonomischen Theorien gesteigert. Immerhin proklamiert die Individualisierungsthese von *Beck* und *Beck-Gernsheim* (1993, 1994) für die späte Moderne eine Herauslösung des Individuums aus traditionellen Zwängen und eine größere Eigenverantwortung bei der Gestaltung der eigenen Biografie. Statt vorgefertigte „Normalbiografien“

© Federal Institute for Population Research 2014
DOI: 10.12765/CPoS-2014-12de
URL: www.comparativepopulationstudies.de
URN: urn:nbn:de:bib-cpos-2014-12de7

durchlaufen wir heute individuell gestaltete „Bastelbiografien". Folgt man dieser These, muss man annehmen, dass das rationale Abwägen individueller Kosten und Nutzen seit den 1970er Jahren tatsächlich ein wichtiger(er) Zugang zur Erklärung biografischer Ereignisse geworden ist (*Schimank* 2007: 165-166). Rational-Choice-Ansätze erscheinen vor diesem Hintergrund zeitgemäß.

Schließlich liefern Ende des 20. Jahrhunderts, gerade in der Familienforschung, auch die empirischen Befunde Argumente für die Hinwendung zu ökonomischen Theorieansätzen: Der drastische Einbruch der Fertilität Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre beispielsweise lässt sich mit gestiegenen Opportunitätskosten von Mutterschaft relativ einfach und plausibel erklären. Warum also sollte die Erklärung von familialem und generativem Verhalten nicht auf nutzenorientierte Handlungstheorien zurückgreifen?

Das ökonomische Paradigma ist in den letzten Jahren – zumindest ein wenig – unter Druck geraten, weil es in der Empirie auf Widersprüche gestoßen ist. Die patriarchalisch-komplementäre Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann in der Partnerschaft beispielsweise hält sich, trotz mancher Angleichungstendenzen, unerklärlich stabil, wenn man bedenkt, dass Frauen in ihrem Bildungsniveau heute mit den Männern gleichgezogen haben (*Wengler et al.* 2009; *Beck-Domżalska* 2007). Sie re-traditionalisiert sich sogar im Beziehungsverlauf, insbesondere im Zuge der Familiengründung (*Huinink/Reichart* 2008; *Schulz/Blossfeld* 2010). Mit Opportunitätskosten allein ist dies nicht zu erklären. In Bezug auf das Verhältnis von Humankapital und Fertilität gelten für Frauen und Männer offenkundig nicht die gleichen ökonomischen Entscheidungsregeln: Während ein hohes Bildungsniveau die Wahrscheinlichkeit für eine Frau, Mutter zu werden, senkt, erhöht es die Wahrscheinlichkeit für einen Mann, Vater zu werden (*Schmitt/Winkelmann* 2005: 8-11). Auch im internationalen Vergleich stößt die Theorie auf Widersprüche: So werden in englischsprachigen Ländern wie den USA, Großbritannien, Australien oder Neuseeland trotz geringer staatlicher Unterstützung bei der Kinderbetreuung und entsprechend schlechter Vereinbarkeit von Beruf und Familie vergleichsweise viele Kinder geboren (*Sardon* 2006).

Es gibt allerdings auch viele Befunde, die die Annahmen ökonomischer Theorien bestätigen, so zum Beispiel der negative Zusammenhang von Bildung und Elternschaft bei Frauen oder die zuletzt positive Korrelation zwischen Kinderbetreuungsquoten und Fertilität. Diese partielle Plausibilität legt es nahe, die ökonomische Betrachtung von Familie nicht völlig zu verwerfen, sondern stärker durch andere Theorieansätze zu flankieren und komplementär zu ergänzen. Denn auch Hartmann Tyrell kritisiert nicht Rational-Choice per se, sondern „wohlgemerkt: die Hegemonie" (*Tyrell* 2006: 142).

Alternative Theorieansätze gibt es viele. Die Hegemonie von Rational-Choice ließe sich beispielsweise durch eine verstärkte Hinwendung zu interaktionistischen, konstruktivistischen Theorien wie „Doing Family" (*Jurczyk/Lange* 2002) oder zu Theorien sozialer Praxis wie *Bourdieu* (2005) reduzieren. Hier soll jedoch die Frage im Mittelpunkt stehen, wie der ökonomische Ansatz *innerhalb des methodologischen Individualismus* ergänzt werden kann, womit der Blick vor allem auf kulturelle Handlungstheorien fällt.

Kulturelle Theorieansätze waren trotz der Dominanz ökonomischer Erklärungen aus der Familienforschung niemals völlig verschwunden. Bis heute erfreut sich beispielsweise die Theorie des *zweiten demografischen Übergangs* (*van de Kaa* 1987; *Lesthaeghe* 1992) großer Beliebtheit, vor allem in der Demografie. Sie führt Veränderungen im generativen Verhalten insbesondere auf den *Wertewandel* (*Inglehart* 1977, 1995) zurück. Dass Länderunterschiede nicht nur auf unterschiedliche ökonomische Rahmenbedingungen zu erklären sind, sondern auch mit „Normen, Werten und Leitbildern" (*Pfau-Effinger* 1996: 467) zu tun haben, argumentiert unter anderem die Theorie der *Geschlechterarrangements* (*Pfau-Effinger* 1996; *Pfau-Effinger et al.* 2009). Allerdings sind diese beiden Theorieansätze kaum in der Lage, die Hegemonie von Rational-Choice zu brechen, denn sie bieten keine umfassenden Erklärungsansätze, sondern beschränken sich auf sehr spezifische Fragestellungen und Kontexte: Die Theorie des zweiten demografischen Übergangs erklärt „lediglich" die Veränderung der Muster im familialen Verhalten in den 1960er und 70er Jahren, die Theorie der Geschlechterarrangements vor allem Länderunterschiede in der Müttererwerbsbeteiligung innerhalb von Europa.

Allgemeine Handlungstheorien, die kulturelle Erklärungsansätze beinhalten, sind spärlich gesät. Hier ist vor allem die *Rollentheorie* zu nennen, die in der Familiensoziologie noch vor einigen Jahrzehnten vor allem für die Erklärung der Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann in der Partnerschaft eine dominante Rolle gespielt hat. Sie ist auch heute noch von Bedeutung. Aber gerade ihre Anwendung auf Geschlechterunterschiede und das Konzept der Geschlechterrolle sind (zumindest in der Geschlechterforschung) in die Kritik geraten. Unter anderem wird das Konzept als zu starr und zu statisch empfunden (*Lorber* 1999: 41-42; *Rendtorff/Moser* 1999: 316). Auch verstelle der Rollenbegriff den Blick auf Macht- und Ungleichheitsstrukturen im Geschlechterverhältnis (*Lenz/Adler* 2010: 23). Vor allem aber wird kritisiert, der Rollenbegriff suggeriere etwas, was nur in bestimmten sozialen Kontexten (im Büro, im Verein, zuhause) und damit nur in bestimmten Phasen im Tages- und im Lebensverlauf relevant wird. Das treffe für die Rollen der „Mutter" und des „Vaters" zu, nicht aber für den situationsunabhängigen Umstand, „Frau" oder „Mann" zu sein, so dass der Begriff „Geschlechterrollen" unangemessen sei (*Hirschauer* 2001: 215). Zwar trifft die Kritik, formal betrachtet, zumindest auf die Dahrendorf'sche Lesart der Rollentheorie nicht zu, zumal *Dahrendorf* (1977: 54-56) auch sehr allgemeine und zeitlose Kategorien als Rolle ansieht, wie die, Frau oder Mann, Erwachsener, Katholik oder Deutscher zu sein. Doch es lässt sich durchaus kritisieren, dass die Rollentheorie weniger plausibel ist, wenn die Bezugsgruppe, an deren Erwartungen sich ein Akteur orientiert, die Gesellschaft insgesamt sein soll.

Dieser Kritik zufolge böte die Rollentheorie allenfalls einen Zugang zum Verständnis von sozialen Beziehungen und Verhaltensmustern *innerhalb* der Familie, nicht aber für geschlechts- oder kulturspezifische Verhaltensmuster *vor* der Familiengründung, wie etwa die Entscheidung für oder gegen Kinder oder spezifische Strategien der Partnerwahl. In der Tat werden die Konturen des erwartungsgesteuerten „homo sociologicus" anschaulicher, wenn man ihn in den Kontext einer Gruppe oder, besser noch, einer Organisation hineindenkt und an spezifischere, formal bezeichnete Positionen knüpft. In anderen Kontexten ist es oft schwer, zu definieren,

welcher Akteur sich in welcher Rolle befindet und welches die relevanten Bezugsgruppen und Erwartungen sind, an denen er sich orientiert. Das, was Menschen dazu bringt, sich an gender- und kulturspezifisch definierten Normalbiografien zu orientieren, ist möglicherweise subtiler, als es die Rollentheorie erwarten lässt.

Ein Konzept, das diesen Einfluss zeitgemäßer zu fassen sucht, ist das der *Familienleitbilder* (*Diabaté*/*Lück* 2014). Das Konzept wird vor allem in Pfau-Effingers Ansatz der Geschlechterarrangements verwendet. Den Kern jener Geschlechterkultur, die Länderunterschiede im Erwerbsverhalten von Frauen verständlich macht, setzt *Pfau-Effinger* zum Teil mit „Normen, Werten und Leitbildern" gleich (*Pfau-Effinger* 1996: 467); später umschreibt sie ihn mit den Begriffen „geschlechterkulturelle Modelle", „Familienmodelle" oder „kulturelle Leitbilder" (*Pfau-Effinger* 2001: 493-494). Das Konzept ist dort jedoch nur ungenau definiert und wird vorwiegend nur makrosoziologisch angewendet. Diabaté und Lück lehnen sich daher in ihrer Konzeptualisierung an *Katharina D. Giesel* an, nach deren Definition Leitbilder „sozial geteilte ... Vorstellungen von einer erwünschten bzw. wünschenswerten und prinzipiell erreichbaren Zukunft [bündeln] ..." (*Giesel* 2007: 245). In der Lesart von Diabaté und Lück werden die in Leitbildern gebündelten Vorstellungen nicht notwendigerweise vom sozialen Umfeld sozial kontrolliert, noch nicht einmal zwingend vom Akteur selbst bewusst als wünschenswert definiert. Häufig handelt es sich um unhinterfragte, als selbstverständlich empfundene Normalitätsvorstellungen – um einen Teil dessen, was die Wissenssoziologie Alltagswissen oder Wirklichkeit der Alltagswelt nennt (*Berger*/*Luckmann* 2001: 21-48) und was in der *Theorie der Frame-Selektion* (*Esser* 1990, 2002) eine Paarung aus Frame und Skript wäre. (Auf diese Theorie und ihre Begriffe wird noch eingegangen.) Leitbilder werden nicht abgerufen, um Ausgrenzung oder andere negative Sanktionen zu vermeiden, sondern um in einer komplexen Entscheidungssituation ohne hinreichende Informationen über die Vor- und Nachteile (oder auch nur die Existenz) der unterschiedlichen Handlungsoptionen Orientierung zu erhalten. In diesem Sinne bemüht sich der Ansatz darum, für die konstruktivistische Perspektive des *Doing Family*-Ansatzes (*Jurczyk*/*Lange* 2002) und andere wissenssoziologische und interaktionistische Konzepte anschlussfähig zu sein. Gleichzeitig orientiert sich das Konzept am methodologischen Individualismus, um für quantitative Forschung operationalisierbar zu sein, und beansprucht, die Rational-Choice-Perspektive bei der Erklärung von familialem und generativem Verhalten komplementär zu ergänzen. (Familien-)Leitbilder sind von Individuen aufgrund ihrer Sozialisation internalisiert und somit unabhängig von Positionen und Funktionen. Sie können individuell variieren, so dass sie grundsätzlich in der Lage sind, individuelle Verhaltensunterschiede zu erklären. Sie neigen aber dazu, innerhalb von Gesellschaften, Regionen, Milieus und Generationen kollektiv geteilt zu werden, so dass sie beispielsweise auch zur Erklärung von Länderunterschieden herangezogen werden und Bestandteil von Kultur sein können.

Neben sozialen Rollen und Familienleitbildern gibt es eine Reihe anderer kulturell-normativer Konzepte, die grundsätzlich zur Erklärung von familialem und generativem Verhalten herangezogen werden können, beispielsweise Normen und Werte. Angesichts der Vielfalt der Begriffe und ihrer nicht immer einheitlichen Verwendung bietet sich eine Begriffsklärung an. Diese stützt sich auf gängige Definitionen und

Abb. 1: Systematisierung kulturell-normativer Konzepte

		Abstraktionsgrad	Ebene: individuell (mikro)	Ebene: kollektiv (makro)
Überzeugung (subjektiv verinnerlicht)	**... hinsichtlich einer normativen Wertung (bewusst reflektiert)**	allgemein / abstrakt	*individueller Wert*	*sozialer Wert*
		spezifisch / konkret	*Einstellung*	*öffentliche Meinung*
	... hinsichtlich einer Relation normativer Wertungen	spezifisch / konkret	*Präferenz*	—
	... hinsichtlich eines empirischen Tatbestandes	spezifisch / konkret	*Annahme*	—
	... hinsichtlich einer selbstverständlichen Notwendigkeit (unreflektiert vorausgesetzt)	(nicht spezifiziert)	*individuelle Normalitätsvorstellung*	*kulturelle Normalitätsvorstellung*
Handlungsanweisung (sozial kontrolliert)		(nicht spezifiziert)	*Erwartung*	*soziale Norm*

Quelle: eigene schematische Darstellung

soll zumindest für die Beiträge in diesem Band eine einheitliche Sprachregelung gewährleisten (vgl. Abb. 1).

Demnach verstehen wir unter einer *Einstellung* eine relativ konkrete individuelle normativ wertende Überzeugung (z.B. „Die Mutter eines Kleinkindes sollte nicht berufstätig sein"). Fuchs-Heinritz et al. definieren den Begriff u.a. als „eine von einer Person gelernte, relativ stabile Disposition oder Bereitschaft, auf ein Objekt [...] mit bestimmten (positiven oder negativen) Gefühlen, Wahrnehmungen und Vorstellungen sowie Verhaltensweisen zu reagieren" und weisen darauf hin, dass die affektive Komponente überwiegend als zentral erachtet werde (*Fuchs-Heinritz et al.* 2007: 156).

Individuelle Überzeugungen, die sich nicht auf eine normative (Be-)Wertung, sondern auf einen empirischen Tatbestand beziehen, werden hier als *Annahmen* bezeichnet (z.B. „Ein Kleinkind leidet, wenn seine Mutter berufstätig ist"). Diese sind häufig geeignet, Einstellungen zu begründen, und werden daher methodisch mitunter als Proxy für Einstellungsindikatoren verwendet.

Präferenzen sind subjektive Gewichtungen verschiedener Optionen (z.B. „Ich möchte lieber berufstätig und kinderlos sein als mit einem Kind zuhause zu bleiben"). Im Unterschied zu Einstellungen formulieren sie keine Wertung, sondern eine Relation zwischen mehreren Wertungen, sind also methodisch nicht durch ein Rating, sondern durch ein Ranking zu messen.

Als *(individuelle) Werte* oder *Wertorientierungen* sollen relativ abstrakte individuelle normativ wertende Überzeugung gelten (z.B. „[Ich halte] Gleichberechtigung [für erstrebenswert]"). Eine weit verbreitete Definition für Werte (values) stammt von *Clyde Kluckhohn* (1976: 395): „a conception, explicit or implicit, distinctive of an individual or characteristic of a group, of the desirable which influences the selec-

tion from available modes, means and ends of action". Damit umfasst die Definition das hier unterschiedene Begriffspaar der (individuellen) Werte und der sozialen Werte. Werte oder Wertorientierungen unterscheiden sich von Einstellungen darin, dass sie zu keiner konkreten Frage Stellung beziehen, sondern allgemeine Prinzipien benennen, die in allen möglichen Situationen relevant sein können, jedoch stets interpretationsbedürftig sind. Gelten Werte in einem bestimmten sozialen Kollektiv als Konsens, werden sie als *soziale Werte* bezeichnet. Sollte auch eine Einstellung als Konsens gelten, bezeichnen wir sie als *öffentliche Meinung*. Analog zur Einstellung unterscheidet sich diese von sozialen Werten dadurch, dass sie zu konkreten Fragen Stellung bezieht.

Bereits eingeführt wurden *Normalitätsvorstellungen*, die auch in Form von *Leitbildern* gebündelt auftreten können. Bei ihnen handelt es sich ebenfalls um subjektiv verinnerlichte Überzeugungen. Sie sind auch in dem Sinne normativ, dass sie zu einer bestimmten Verhaltensweise oder zum Streben nach einem bestimmten Zustand auffordern. Allerdings sind sie nicht im engen Sinne normativ wertend: Ihre Handlungsanweisung beruht nicht darauf, dass ein Akteur eine bestimmte Verhaltensweise als erstrebenswert ansieht, sondern darauf, dass er – sei es aus Zeitmangel, sei es aus Bequemlichkeit – die Existenz und die Vor- und Nachteile von Alternativen nicht reflektiert. Er verzichtet auf eine Reflexion und damit auf eine subjektive Wertung und übernimmt stattdessen ein vorhandenes, mutmaßlich bewährtes Handlungsskript. Auch Normalitätsvorstellungen werden im Regelfall kollektiv geteilt, so dass in individuelle und kollektive bzw. kulturelle Normalitätsvorstellungen differenziert werden kann.

Soziale Normen sind (meist unausgesprochene) Handlungsanweisungen, die auf einer öffentlichen Meinung oder auf sozialen Werten beruhen und zu deren Einhaltung bzw. Umsetzung auffordern. Das Befolgen dieser Handlungsanweisung wird durch positive und negative Sanktionen kontrolliert. Soziale Normen werden relativ unstrittig definiert als „gemeinsam gekannte und akzeptierte Standards (Regeln) des Zusammenlebens" (*Schäfers* 1995: 26, weitere Ausführungen u.a. bei *Bellebaum* 1994: 36-50). Wenn Handlungsanweisungen an ein ganz bestimmtes Individuum bzw. nur an einzelne Inhaber bestimmter Rollen adressiert sind, so ist von *Erwartungen* die Rede. *Dahrendorf* z.B. definiert den Begriff der „Erwartung" nicht, verwendet aber als Synonyme dazu u.a. die Begriff „Forderung" (*Dahrendorf* 1977: 27) und „Ansprüche der Gesellschaft", die sich auf Verhalten, Aussehen und Charakter eines Trägers von Positionen beziehen können (*Dahrendorf* 1977: 33).

Für das subjektive Empfinden des Einzelnen mag es ein großer Unterschied sein, ob er zum Beispiel in seinem Tun seinen eigenen Überzeugungen folgt oder ob er sich widerwillig dem sozialen Druck seines Umfeldes beugt und tut, was von ihm erwartet wird. Insofern macht es durchaus Sinn, die verschiedenen kulturell-normativen Konzepte auf der theoretischen Ebene zu differenzieren. Auf der methodisch-empirischen Ebene erweist sich dies als äußerst schwierig. Oft ist es der subjektiven Deutung des Forschers überlassen, ob er in einem statistischen Zusammenhang zwischen einem Verhaltensmuster und einer sogenannten „Einstellungsvariablen" den Einfluss von normativem Druck oder von eigenen Überzeugungen erkennen will und mit welchem Konzept er diese zu charakterisieren sucht. Vor al-

lem für quantitative Forschung mit ihren standardisierten Messinstrumenten sind die Differenzierungsmöglichkeiten begrenzt. Daher bietet sich für diese Frage ein Bezug zu qualitativer, möglicherweise auch zu psychologischer Forschung an.

Eine mindestens ebenso wichtige Herausforderung – für Methodologie und für Theorie – ist die Verknüpfung des Einflusses von kulturell-normativen Vorstellungen und von ökonomischer Nutzenmaximierung. Zu der Frage, wie dieses Zusammenspiel theoretisch beschrieben werden kann, gibt es eine lange Tradition von Vorschlägen, die gerade auch von Seiten der Rational-Choice-Vertreter formuliert worden sind. Der auch als Werterwartungstheorie bekannte *Subjective expected utility*-Ansatz (*Savage* 1954; *Esser* 1991) weist sowohl bei der Definition des Nutzens als auch bei der Einschätzung von Eintrittswahrscheinlichkeiten der individuellen Subjektivität eine entscheidende Rolle zu, wobei ein rationaler Abwägungsprozess Kern der Entscheidungsfindung bleibt. Der auf *Lois W. Hoffman* und *Martin L. Hoffman* (1973) zurückgehende, von *Bernhard Nauck* (2001) neu formulierte *Value of children*-Ansatz unterstellt, dass die Entscheidung für oder gegen Kinder eine ökonomische ist, schließt aber als möglichen Nutzen bzw. Wert von Kindern sowohl positive Emotionen als auch sozialen Statusgewinn ein und bietet somit einen Anknüpfungspunkt für überindividuelle kulturelle Wertungen. Das *RREEMM*-Model (*Lindenberg* 1985) schlägt eine Verschmelzung von *homo oeconomicus* und *homo sociologicus* zum „Resourceful restricted evaluating expecting maximizing man" vor.

Klassiker lassen sich wiederentdecken, wie etwa *Max Weber*, der unter anderem zweck- und wertrationales Handeln als idealtypische Handlungslogiken beschreibt (*Weber* 1984), oder *Talcott Parsons*, dessen *general theory of action* zufolge sich Handeln (wie jedes System) an den vier Funktionen des AGIL-Schemas orientiert: *adaptation*, *goal-attainment*, *integration* und *latent pattern maintenance* (*Parsons* 1978; *Parsons/Shils* 1951; *Parsons/Platt* 1990). Auch die Handlungstheorie von *Uwe Schimank*, zu deren drei Handlungslogiken neben *homo oeconomicus* und *homo sociologicus* auch der *Identitätsbehaupter* zählt, (*Schimank* 2007) bietet eine Lösung an. Einschlägig in der Familiensoziologie war zuletzt die Theorie der *Frame-Selektion* von *Hartmut Esser* (1990, 2002). Sie berücksichtigt, neben der ökonomischen Rationalität, kulturelle und unter Umständen unreflektiert ablaufende Handlungsroutinen, die zum Beispiel einer Ehe Stabilität verleihen oder eine Entscheidung zur Trennung quasi irreversibel machen können, selbst wenn aktuelle Kosten-Nutzen-Berechnungen das nicht nachvollziehbar erscheinen lassen. *Esser* unterstellt, dass Akteure versuchen, die Situation, in der sie sich befinden, jeweils zu deuten und einer kulturell vorgefertigten Kategorie von Situationen, einem *Frame*, zuzuordnen. Aus der Wahl eines bestimmten Frames ergibt sich meist ein bestimmtes Handlungsmuster, ein Skript. Je besser und eindeutiger der Frame auf die aktuelle Situation passt („Match"), desto eher wird als Modus des Handelns statt der bewussten rationalen Reflexion ein automatisch spontaner Modus gewählt und das Skript quasi reflexartig abgerufen.

Ein weiterer Ansatz, der rationales Kalkül und kulturell-normative Einflüsse kombiniert, stammt aus der Sozialpsychologie: die *Theory of Planned Behavior* von *Icek Ajzen* (1985, 1987, 1991). Sie geht von der Frage nach dem Verhältnis von Intention und Handeln aus und sieht dementsprechend einen zweistufigen Einflussmechanis-

mus vor. Demzufolge ist das Handeln eines Akteurs bestimmt durch dessen Handlungsintention, gepaart mit seiner subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle. (Die „perceived behavioral control" meint die Überzeugung des Akteurs, in der Lage zu sein, die Handlung tatsächlich in der intendierten Weise ausführen zu können, und ähnelt dem Konzept der self-efficacy (vgl. *Hilkenmeier/van Treeck* 2007; *Tavousi et al.* 2009).) Die Handlungsintention wird ihrerseits durch die individuellen Einstellungen des Akteurs gegenüber der Handlungsoption sowie durch die vom Akteur subjektiv wahrgenommenen sozialen Normen, gepaart mit seiner subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle, beeinflusst. Individuelle Einstellungen werden dabei nicht als rein kulturell-normatives Konstrukt verstanden, sondern als ein Produkt aus subjektiver Bewertung der möglichen Handlungsfolgen und deren subjektiv wahrgenommener Eintrittswahrscheinlichkeit – ein Konzept, das der Werterwartungstheorie ähnelt. In ähnlicher Weise sind subjektiv wahrgenommene soziale Normen ein Produkt aus der Motivation, den Erwartungen einer bestimmten Bezugsperson zu entsprechen, und der Annahmen darüber, was diese Bezugsperson von einem erwarten. Insofern weisen nicht nur der Einflussfaktor der wahrgenommenen Verhaltenskontrolle, sondern auch die beiden übrigen Parallelen zur ökonomisch-rationalen Handlungstheorie auf. Kulturell-normative Konzepte sind im Einflussfaktor der sozialen Normen und in dem der individuellen Einstellungen zu finden.

Jeder der genannten Ansätze dürfte, je nach Fragestellung und Kontext, geeignet sein, das Zusammenspiel von Kultur und nutzenorientiertem Kalkül adäquat zu fassen. Die Auswahl bleibt der theoretischen Perspektive des Forschers überlassen, die Beurteilung, wie angemessen diese Auswahl war, der Konfrontation durch die Empirie. Im Übrigen zeigt die Zusammenschau, dass es zwischen den Theoriemodellen überraschend große Übereinstimmungen gibt und dass sich einige Grundfiguren wiederholen. Dieser Eindruck soll Anlass sein, um eine diese Grundfiguren zusammenfassende Synthese zu skizzieren – ein Modell, in dem sich möglicherweise die Mehrheit der Theorieansätze jeweils als Spezialfall einordnen ließe (vgl. Abb. 2). Verzichtet werden soll lediglich auf das in der Familiensoziologie selten berücksichtigte Konzept der subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle aus der *Theory of Planned Behavior*, die damit quasi auf ihren Vorläufer, die *Theory of Reasoned Action* (*Fishbein/Ajzen* 1975; *Ajzen/Fishbein* 1980), reduziert wird. Diese Synthese besteht aus sieben Annahmen:

- Das Verhalten eines Akteurs kann sowohl Ergebnis eines bewussten rationalen Abwägens sein als auch durch ein bewusstes Sich-leiten-lassen von Emotion und Intuition („Bauchentscheidungen") oder durch unreflektierte Automatismen zustande kommen. Daher sollte nicht von einer Handlungs-, sondern von einer Verhaltenstheorie gesprochen werden.

- Es lassen sich zwei grundlegenden Verhaltenslogiken unterscheiden – ökonomisches bzw. nutzenorientiertes Kalkül einerseits und kulturell-normativ beeinflusstes Verhalten andererseits. Als Nutzen kann durchaus nicht nur, im streng ökonomischen Sinne, ein monetärer Gewinn gelten, sondern bei-

spielsweise auch ein materieller Vorteil im weiteren Sinne, der Konsum einer Dienstleistung, eine Arbeitserleichterung, oder ein Prestigegewinn. Um die Kategorien überschneidungsfrei zu halten, darf der Nutzenbegriff allerdings nicht so weit gefasst werden, dass er kulturell-normatives Verhalten mit einbezieht und beispielsweise das Vermeiden einer Sanktionierung als Nutzen gelten lässt, auch wenn das in einzelnen Fällen möglich wäre (vgl. *Schimank* 2007: 85-87, 101-106). Eine Abgrenzung könnte darin bestehen, als Nutzen jeden persönlichen Vorteil anzusehen, der unabhängig von sozialer Kontrolle besteht. Kulturell-normativ beeinflusstes Verhalten lässt sich in mindestens drei Unterdimensionen differenzieren, so dass insgesamt vier Verhaltenslogiken unterstellt werden können:

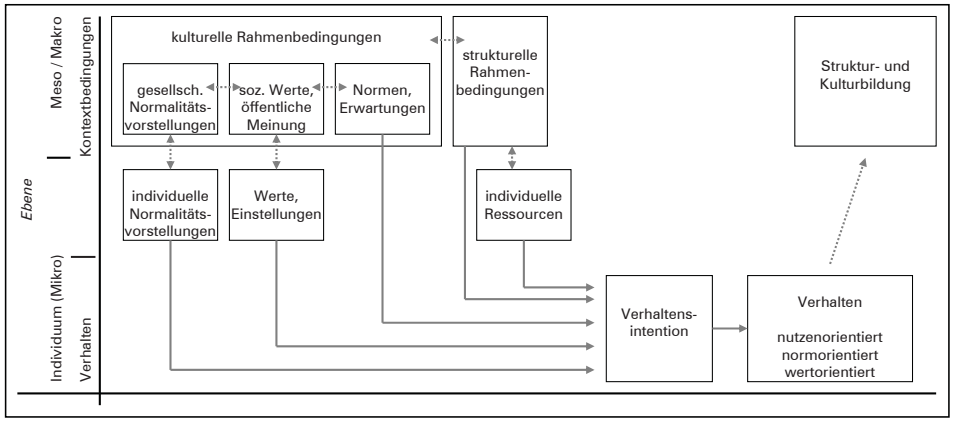
- Akteure verhalten sich *nutzenorientiert*: Sie optimieren die Relation aus den von ihnen erwarteten persönlichen Vorteilen sowie den von ihnen erwarteten persönlichen Nachteilen.
- Akteure verhalten sich *normorientiert*: Sie versuchen die Erwartungen und Normen ihres sozialen Umfeldes zu erfüllen, um damit negative Sanktionen zu vermeiden und positive Sanktionen zu erhalten (insbesondere Integration in die soziale Gemeinschaft).
- Akteure verhalten sich *wertorientiert*: Sie versuchen so zu handeln, dass die ihren persönlichen Überzeugungen (Einstellungen, Werten) zufolge wünschenswerten Zustände (die nicht in einem persönlichen Vorteil bestehen) mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit Realität werden oder bleiben.
- Akteure verhalten sich *modellorientiert*: Sie orientieren sich an internalisierten „Frames", Normalitätsvorstellungen und Leitbildern und folgen in ihrem Verhalten Skripten und Handlungsroutinen.

- Die Integration der Verhaltenslogiken erfolgt in Form eines Kompromisses. Ökonomischen Kosten und Nutzen werden ebenso wie normative, emotional empfundene Pro- und Contra-Argumente – bewusst oder unbewusst – gegeneinander „abgewogen". Im Ergebnis ist Verhalten ein Hybrid aus allen vier Verhaltenslogiken. Auch Interaktionseffekte sind möglich. Im Falle von deutlichen Widersprüchen sind Prozesse der Reduktion von kognitiver Dissonanz (*Festinger* 1966) aktiv.

- Die vier Verhaltenslogiken sind idealtypisch zu verstehen. Welches Gewicht welcher Verhaltenslogik zukommt, variiert von Fall zu Fall und hängt von der Situation ab (z.B. von der verfügbaren Zeit, der Vertrautheit der Situation, dem Vorhandensein von normativen Erwartungen seitens des sozialen Umfeldes, dem Vorhandensein von relevanten eigenen normativen Überzeugungen, der Verfügbarkeit von Informationen über erwartbare Kosten und Nutzen etc.).

- Die verhaltensrelevanten Rahmenbedingungen liegen, je nach Verhaltenslogik, teilweise auf Mikro- und teilweise auf Meso- oder Makro-Ebene. Nutzenorientiertes Verhalten ist vor allem durch individuelle Ressourcen und durch gesellschaftliche Strukturen beeinflusst (*Coleman* 1990, 1991). Normorien-

Abb. 2: Modell zur Erklärung individuellen Verhaltens



Quelle: eigene schematische Darstellung

tiertes Verhalten orientiert sich lediglich an Normen und Erwartungen des sozialen Umfeldes, wertorientiertes Verhalten allein an individuellen Einstellungen und Werten, modellorientiertes Verhalten an individuellen Normalitätsvorstellungen.

- Da Verhaltensabsichten scheitern können (z.B. unerfüllter Kinderwunsch), sind sie von tatsächlichem Verhalten zu differenzieren und als intervenierende Variable zwischen Ausgangsbedingungen und realem Verhalten anzusehen.

- Wenn ein Verhalten mit anderen Akteuren gemeinsam abgestimmt werden muss (z.B. Familienplanung auf Paarebene), dann gehen die Verhaltensabsichten der beteiligten Akteure in einen Abstimmungsprozess ein. Dieser Abstimmungsprozess erfordert eine eigene theoretische Beschreibung, die beispielsweise diskurs-, verhandlungs- oder konflikttheoretischer Art sein kann.

Die Beiträge in dem vorliegenden Themenheft stützen sich auf unterschiedliche theoretische Konzepte, ohne die hier vorgestellte Diskussion im Einzelnen fortzuführen. Ihr Anspruch ist vorrangig ein empirischer: Zum einen wollen sie Evidenz dafür aufzeigen, dass es wichtig ist, im Rahmen der Erforschung familialen und generativen Verhaltens kulturelle Elemente zu berücksichtigen. Und zum anderen wollen sie Beispiele dafür geben, wie dies umgesetzt werden kann. Dabei bedienen sie sich überwiegend quantitativer Daten und Methoden und versuchen, diese für kulturelle Phänomene zu öffnen. Zum Teil greifen sie auch auf qualitative Methoden zurück.

Anlässlich der wiederholt festgestellten Diskrepanz zwischen den in Interviews geäußerten Einstellungen zu einer fairen Arbeitsteilung in der Partnerschaft und

deren faktischer Umsetzung untersuchen *Daniela Grunow* und *Nina Baur* (2014) anhand der Haushaltstätigkeiten des Staubsaugens, des Wäschewaschens und des Kochens, inwieweit individuelle Überzeugungen mit dem faktischen Engagement von Männern korrespondieren. Sie tun dies mit Daten der Studie „Das Bild des Mannes in der Gesellschaft", einer standardisierten CATI-Befragung aus dem Jahr 2006.

Dirk Hofäcker und *Jana Chaloupková* (2014) analysieren den Wandel von Familienbiografien einerseits und von sozialen Normen im Familienkontext andererseits im europäischen Vergleich. Sie verwenden dazu die dritte Welle des European Social Survey von 2006. Im Mittelpunkt ihres Beitrages steht die Frage, inwieweit Prozesse der De- und der Restandardisierung einer Normalbiografie, die beide in unterschiedlichen Teilen Europas zu beobachten sind, mit einem entsprechenden Wandel sozialer Normen einhergehen.

Anna Dechant und *Florian Schulz* (2014) greifen noch einmal das Thema der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen auf. Sie konzentrieren sich auf den biografischen Zeitpunkt der Familiengründung, von dem bekannt ist, dass er oft eine Retraditionalisierung der Arbeitsteilung nach sich zieht. Auf Basis einer qualitativen Längsschnittstudie von 14 Paaren (2006/2007), die kurz vor und kurz nach der Familiengründung befragt wurden, untersuchen sie, welche Bedingungen den Ausschlag dafür geben, ob und wie eine Verschiebung der Arbeitsteilung erfolgt. Dabei interessieren sie sich insbesondere für den Bildungsgrad der Partner, dessen Homogenität und für die tendenziell mit dem Bildungsgrad korrelierenden Überzeugungen, wie die Arbeitsteilung idealerweise aussehen sollte.

Literatur

Ajzen, Icek 1985: From Intensions to Actions: A Theory of Planned Behavior. In: *Kuhi, Julius; Beckmann, Jürgen* (Hrsg.): Action Control: From Cognition to Behavior. Heidelberg: Springer: 11-39.

Ajzen, Icek 1987: Attitudes, traits, and actions. Dispositional prediction of behavior in personality and social psychology. In: *Berkowitz, Leonard* (Hrsg.): Advances in Experimental Social Psychology Nr. 20. New York: Academic Press: 1-63.

Ajzen, Icek 1991: The Theory of Planned Behavior. In: Organizational Behavior and Human Decision Processes 50,2: 179-211 [doi: 10.1016/0749-5978(91)90020-T].

Ajzen, Icek; Fishbein, Martin 1980: Understanding attitudes and predicting social behavior. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth 1993: Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. In: Zeitschrift für Soziologie 22,3: 178-187.

Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) 1994: Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 10-39.

Beck-Domżalska, Marta 2007: Bildungsunterschiede zwischen Männern und Frauen verringern sich. In: Statistik kurz gefasst – Bevölkerung und soziale Bedingungen 2007,130: 1-11.

Becker, Gary S. 1993 (orig. 1981): A Treatise on the Family. Cambridge, London: Harvard University Press.

Bellebaum, Alfred 1994: Soziologische Grundbegriffe. Eine Einführung für soziale Berufe. Stuttgart: Kohlhammer.

Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas 2001 (orig. 1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: Fischer.

Bourdieu, Pierre 2005 (orig. 1998): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Coleman, James Samuel 1990: Foundations of Social Theory. Cambridge: Belknap.

Coleman, James Samuel 1991: Handlungen und Handlungssysteme. Serie: Grundlagen der Sozialtheorie, Band 1. München/Wien: Oldenbourg.

Dahrendorf, Ralf 1977 (orig. 1958): Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Diabaté, Sabine; Lück, Detlev 2014: Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. Zeitschrift für Familienforschung 26,1: 49-69.

Esser, Hartmut 1990: „Habits", „Frames" und „Rational Choice". In: Zeitschrift für Soziologie 19,4: 231-247.

Esser, Hartmut 1991: Die Rationalität des Alltagshandelns. Eine Rekonstruktion der Handlungstheorie von Alfred Schütz. In: Zeitschrift für Soziologie 20,6: 430-445.

Esser, Hartmut 2002: Ehekrisen: Das (Re-)Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. In: Zeitschrift für Soziologie 31,6: 472-496.

Festinger, Leon 1966 (orig. 1957): A Theory of Cognitive Dissonance. Stanford: Stanford University Press.

Fishbein, Martin; Ajzen, Icek 1975: Belief, attitude, intention and behavior. An introduction to theory and research. Reading: Addison-Wesley.

Fuchs-Heinritz Werner et al. 2007 (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie. Wiesbaden: VS (4. Auflage).

Giesel, Katharina D. 2007: Leitbilder in den Sozialwissenschaften. Begriffe, Theorien und Forschungskonzepte. Wiesbaden: VS.

Hilkenmeier, Frederic; van Treeck, Joost 2007: Determinanten des Verhaltens: Verhaltensprädiktion durch eine Weiterentwicklung der Theory of Planned Behavior. Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie 74. Hamburg: Universität Hamburg.

Hill, Paul B.; Kopp, Johannes 2006: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS (4. Auflage).

Hirschauer, Stefan 2001: Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: *Heintz, Bettina* (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41. Opladen: Westdeutscher Verlag: 208-235.

Hoffman, Lois W.; Hoffman, Martin L. 1973: The Value of Children to Parents. In: *Fawcett, James T.* (Hrsg.): Psychological perspectives on population. New York: Basic Books: 19-76.

Huinink, Johannes; Reichart, Elisabeth 2008: Der Weg in die traditionelle Arbeitsteilung – eine Einbahnstraße? In: *Bien, Walter; Marbach, Jan H.* (Hrsg.): Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey. Wiesbaden: VS: 43-79.

Inglehart, Ronald 1977: The Silent Revolution. Princeton: Princeton University Press.

Inglehart, Ronald 1995: Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt. Frankfurt a.M.: Campus.

Jurczyk, Karin: Lange, Andreas 2002: Familie und die Vereinbarkeit von Arbeit und Leben. Neue Entwicklungen, alte Konzepte. In: Diskurs 12,3: 9-16.

Kluckhohn, Clyde K. 1976: Values and Value-Orientations in the Theory of Action: An Exploration in Definition and Classification. In: *Parsons, Talcott; Shils, Edward A.* (Hrsg.): Toward a General Theory of Action. Harvard: University Press: 388-433.

Lenz, Karl; Adler, Marina 2010: Geschlechterverhältnisse. Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung, Band 1. Weinheim: Juventa.

Lesthaeghe, Ron 1992: Der zweite demographische Übergang den westlichen Ländern. Eine Deutung: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 18,3: 313-354.

Lindenberg, Siegwart 1985: An assessment of the new political economy: its potential for the social sciences and for sociology particular. In: Sociological Theory 3,1: 99-114.

Lorber, Judith 1999: Gender-Paradoxien. Opladen: Leske + Budrich.

Nauck, Bernhard 2001: Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children" als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53,3: 407-435.

Parsons, Talcott 1978: Action Theory and the Human Condition. New York: Free Press.

Parsons, Talcott; Shils, Edward A. 1951 (Hrsg.): Toward a General Theory of Action. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.

Parsons, Talcott; Platt, Gerald M. 1990: Die amerikanische Universität. Ein Beitrag zur Soziologie der Erkenntnis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Pfau-Effinger, Birgit 1996: Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen. Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48,3: 462-492.

Pfau-Effinger, Birgit 2001: Wandel wohlfahrtstaatlicher Geschlechterpolitiken im sozio-kulturellen Kontext. In: *Heintz, Bettina* (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag: 487-511.

Pfau-Effinger, Birgit 2004: Socio-historical paths of the male breadwinner model – an explanation of cross-national differences. In: The British Journal of Sociology 55,3: 377-399.

Pfau-Effinger, Birgit; Flaquer, Lluís; Jensen, Per H. (Hrsg.) 2009: Formal and Informal Work in Europe. The Hidden Work Regime. New York: Routledge.

Rendtorff, Barbara; Moser, Vera 1999: Glossar der Geschlechtertheorien. In: *Rendtorff, Barbara; Moser, Vera* (Hrsg.): Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich: 311-323.

Sardon, Jean-Paul 2006: Fertility in the Developed English-Speaking Countries outside Europe: Canada, United States, Australia and New Zealand. In: Population 61,3: 267-291 [doi: 10.3917/pope.603.0267].

Savage, Leonard J. 1954: The Foundations of Statistics. New York: John Wiley & Sons.

Schäfers, Bernhard 1995: Die Grundlagen des Handelns: Sinn, Normen, Werte. In: *Korte, Hermann; Schäfers, Bernhard* (Hrsg.): Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich/UTB: 17-34.

Schimank, Uwe 2007: Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie. Weinheim/ München: Juventa.

Schmitt, Christian; Winkelmann, Ulrike 2005: Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern. DIW Discussion Papers Nr. 473.

Schulz, Florian; Blossfeld, Hans-Peter 2010: Hausarbeit im Eheverlauf. Ergebnisse einer Längsschnittstudie. in: *Böllert, Karin; Oelkers, Nina* (Hrsg.): Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation. Wiesbaden: 111-128.

Tavousi, Mahmoud et al. 2009: Are perceived Behavioral Control and Self-EfficacyDistinct Constructs? In: European Journal of Scientific Research 30,1: 146-152.

Tyrell, Hartmann 2006: Familienforschung – Familiensoziologie. Einleitende Bemerkungen. In: Zeitschrift für Familienforschung 18,2: 139-147.

van de Kaa, Dirk J. 1987: Europe's Second Demographic Transition. In: Population Bulletin 41,1: 3-57.

Weber, Max 1984 (orig. 1921): Soziologische Grundbegriffe. In: *Weber, Max*: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: J.C.B. Mohr.

Wengler, Annelene; Trappe, Heike; Schmitt, Christian 2009: Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 34,1-2: 57-78 [doi: 10.1007/s12523-010-0033-2].

Dr. Detlev Lück (✉). Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden, Deutschland. E-Mail: detlev.lueck@bib.bund.de
URL: http://www.bib-demografie.de/DE/Institut/Mitarbeiter/WissMitarbeiter/lueck/lueck_node.html

Comparative Population Studies

www.comparativepopulationstudies.de

ISSN: 1869-8980 (Print) – 1869-8999 (Internet)

Published by / Herausgegeben von
Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Federal Institute for Population Research
D-65180 Wiesbaden / Germany

Managing Editor / Verantwortlicher Redakteur
Frank Swiaczny

Assistant Managing Editor / Stellvertretende Redakteurin
Katrin Schiefer

Language & Copy Editor (English) / Lektorat & Übersetzungen (englisch)
Amelie Franke

Copy Editor (German) / Lektorat (deutsch)
Dr. Evelyn Grünheid

Layout / Satz
Beatriz Feiler-Fuchs

E-mail: cpos@bib.bund.de

Scientific Advisory Board / Wissenschaftlicher Beirat
Paul Gans (Mannheim)
Johannes Huinink (Bremen)
Michaela Kreyenfeld (Rostock)
Marc Luy (Wien)
Clara H. Mulder (Groningen)
Notburga Ott (Bochum)
Peter Preisendörfer (Mainz)
Zsolt Spéder (Budapest)

Board of Reviewers / Gutachterbeirat
Martin Abraham (Erlangen)
Laura Bernardi (Lausanne)
Hansjörg Bucher (Bonn)
Claudia Diehl (Konstanz)
Andreas Diekmann (Zürich)
Gabriele Doblhammer-Reiter (Rostock)
E.-Jürgen Flöthmann (Bielefeld)
Alexia Fürnkranz-Prskawetz (Wien)
Beat Fux (Salzburg)
Joshua Goldstein (UC Berkeley)
Karsten Hank (Köln)
Sonja Haug (Regensburg)
Aart C. Liefbroer (Den Haag)
Kurt Lüscher (Konstanz)
Dimiter Philipov (Wien)
Thomáš Sobotka (Wien)
Heike Trappe (Rostock)

© Federal Institute for Population Research 2014 – All rights reserved